

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 29 (1953-1954)
Heft: 6

Artikel: Randbemerkungen
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070704>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

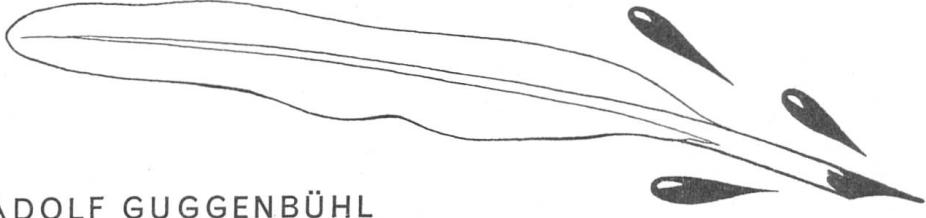
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

RANDBEMERKUNGEN



von ADOLF GUGGENBÜHL

Der Weg zum Erfolg

WAS ist Viskosität», fragte der neue Angestellte einer Benzinfirma den langjährigen Disponenten.

«Ich habe keine Ahnung», gab ihm dieser kurz zur Antwort.

«Aber dieses Wort steht doch in allen unseren Prospekten», sagte der Neuling.

«Da hätte ich viel zu tun, wenn ich über jedes Wort nachstudieren würde, das in unseren Prospekten steht. Ich bin schließlich nicht Chemiker.»

Es ist ungeheuer, welches Arbeitspensum ein Mittelschüler erledigt. Da lernt er an einem Abend 30 lateinische Vokabeln auswendig oder die Jahreszahlen von zehn Schlachten oder alle Fachausdrücke der verschiedenen menschlichen Knochen. Da gibt sich ein Töchterchen unendlich Mühe, den pythagoräischen Lehrsatz zu begreifen oder den chemischen Aufbau von Säuren und Basen. Später aber, in der Praxis, wird für die Fortbildung in vielen Fällen fast nichts mehr getan. Es gibt zahllose Sekretärinnen, die in bezug auf die Satzzeichen unsicher sind und sich trotzdem nicht die Mühe nehmen, den einzigen Abend zu opfern, der nötig wäre, um in der Interpunktionskunst sattelfest zu werden. Es gibt Grafiker, die ständig mit Schriften zu tun haben, aber immer noch nicht wissen, wie die wichtigsten Schriftarten heißen, einfach weil sie es nie lernen.

«Wir lernen nicht für die Schule, sondern für das Leben», steht an der Wand mancher alten Aula. «Wir lernen nicht für das Leben, sondern für die Schule», wäre ein Spruch, der wohl meistens besser passen würde.

Wenn junge Angestellte im Berufsleben nur

einen Bruchteil der Zeit der beruflichen Fortbildung opfern würden, welche sie früher als Schüler für Hausaufgaben verwendeten, so würden sie sich dadurch ungeahnte Aufstiegsmöglichkeiten eröffnen.

Ein berühmter Koch, der durch seine originellen Rezepte internationales Ansehen erzielte, wurde gefragt, woher ihm alle seine kulinarischen Ideen kämen.

«Aus einem Kochbuch», lautete die verblüffende Antwort.

All das könnte in einem der unzähligen «Erfolgsbücher» stehen, aber es ist trotzdem nicht übertrieben.

Die Fragwürdigkeit der moralischen Entrüstung

EINE junge, hübsche und elegante Frau mit stark geschminktem Mund und feuerroten Fingernägeln steigt ins Tram. Ein Mann steht auf, um ihr Platz zu machen. Darauf bemerkt dessen Gattin: «Für so aini bruuchtischt dänn ä nüd uufzstaa.» Beifallsgelächter der Fahrgäste, vor allem der weiblichen, breites Grinsen des Kondukteurs.

Ähnliche Szenen kann man hier und da beobachten. Wir erhalten auch häufig Kinderaussprüche, deren ganze Pointe darin besteht, daß ein Goof irgendeine freche Bemerkung macht, wenn eine angemalte Frau auftaucht.

Moral in allen Ehren, aber die durchschnittliche moralische Entrüstung ist eine recht merkwürdige Erscheinung. Je älter ich werde, um so mehr komme ich zur Überzeugung, daß sie in den meisten Fällen nichts anderes ist als ein Mäntelchen, das über Haß, Neid und Mißgunst oder noch schlimmere Laster gehängt wird.

Der Mensch ist gut, und der Mensch ist böse. Mit unendlichen Schwierigkeiten haben wir eine Zivilisation aufgebaut, die bestimmte Formen des Dämonischen in Schranken hält. Aber man braucht kein Psychoanalytiker zu sein, um zu wissen, daß im Unbewußten zahlloser, äußerlich korrekter Glieder der menschlichen Gesellschaft dunkle Mächte lauern, begierig, die Dämme zu durchbrechen. Sie wittern Morgenluft, sobald sich eine Gelegenheit bietet, andere Menschen zu vernichten oder doch zu quälen.

Immer wieder erfindet die Menschheit moralische Rechtfertigungen, um diesen schlechten Instinkten freie Bahn zu lassen. Im Mittelalter war es der Hexenwahn, der es erlaubte, mit Bewilligung der öffentlichen Meinung sadistische Impulse auszutoben. Auch der Antisemitismus, der alte wie der neue, erklärt sich teilweise auf diese Art, bot er doch die Möglichkeit, ungestraft über wehrlose Menschen herzufallen. Auch der Ku-Klux-Klan mit seiner Lynchjustiz schuf solche Ventile. An seine Stelle ist gegenwärtig in den Vereinigten Staaten der MacCarthyismus getreten, dem es genügt, jemanden als Kommunistenfreund zu verdächtigen, um ihn mehr oder weniger vogelfrei zu machen.

Bei uns ist es die moralistische Entrüstung über «solche Frauen», die vielen ihrer Geschlechtsgenossinnen dazu dient, die aufgestaute Verbitterung abzureagieren.

Das gefährliche Leben

Wenn ein uns nahestehender Mensch durch einen gewaltsamen Tod — Unfall, Vergiftung, Selbstmord — aus dem Leben scheidet, so haben wir den Eindruck, in besonderem Maße vom Unglück verfolgt zu sein. «Warum», argumentieren wir, «mußte gerade mich dieser seltene Schicksalsschlag treffen?» Diese «unnatürlichen» Todesarten sind aber viel häufiger, als wir glauben. Eine Aufstellung des statistischen Büros des Kantons Zürich über die Todesursachen im Jahre 1951 zeigt, daß beim männlichen Geschlecht volle 10 Prozent auf diese Art aus dem Leben scheiden.

3 Prozent sterben durch Verkehrsunfälle, 4 Prozent durch übrige Unfälle und 3 Prozent durch Selbstmord, während zum Beispiel durch

Tuberkulose nur 3 Prozent weggerafft werden. Jedes zehnte männliche Wesen stirbt demnach eines gewaltsamen Todes, also einer von zehn Buben oder Männern, die wir kennen.

Da haben wir einen Wohlfahrtsstaat geschaffen, der seine Bürger fast wie Kindergartenkinder betreut, ängstlich besorgt um ihre kleinsten körperlichen und seelischen Leiden, und trotzdem sind in unserer so säuberlich geordneten Zivilisation die gewaltsamen Todesursachen wahrscheinlich höher als bei irgendeinem wilden Negerstamm.

Wäre das bei uns auch möglich?

An sich gibt es ja nichts Natürlicheres, als daß ein Blinder ein Gesicht betastet. Aber ein schweizerischer Bundespräsident hätte vielleicht doch Hemmungen, eine solche Prozedur über sich ergehen zu lassen. Unsere Offiziellen sind immer noch einer gewissen steifen Würde verhaftet, die im Grunde gar nicht zu unsrern familiären demokratischen Umgangsformen paßt.

Und vor allem haben sie vielleicht allzusehr Angst davor, sich lächerlich zu machen, nach dem Satz «Le ridicule tue». Aber die Angst vor dem Lächerlichen tötet noch viel mehr. Sie nimmt unsren Magistratspersonen, aber nicht nur ihnen, sondern eigentlich allen Schweizern, die ein gewisses Ansehen genießen, die menschliche Unbefangenheit.



Die blinde Helen Keller «betrachtet» Präsident Eisenhowers berühmtes Lächeln, indem sie mit ihrer linken Hand über sein Gesicht fährt.

(Nach einer Foto aus dem «Life»).

Falsche Bescheidenheit

Die Jahresberichte der schweizerischen Großfirmen sind in der Regel etwas vom Langweiligsten, was es gibt. Im besten Fall enthalten sie neben trockenen Zahlen Betrachtungen über die Weltwirtschaftslage, wie man sie schon hundertmal anderswo gelesen hat. Über die eigentlichen Geschäftsprobleme schweigt man sich gewöhnlich aus.

Aber auch in Fachschriften oder Tageszeitungen liest man selten Darstellungen unserer Wirtschaftsführer, die mit einiger Offenheit geschrieben sind. «Pour vivre heureux, vivons cachés», heißt die Devise.

Das alles führt dazu, daß die Leiter unserer Großfirmen dem Publikum mit wenig Ausnahmen fast unbekannt sind. Es weiß weniger über die Persönlichkeiten, die an der Spitze unserer Banken und Versicherungen stehen, welche die Unternehmen der Uhren-, Maschinen- und chemischen Industrie leiten, als über unsere erfolgreichen Tour-de-Suisse-Teilnehmer. Diese Anonymität ist nicht ungefährlich. Sie erweckt beim Publikum den Eindruck, bei Großfirmen handle es sich um Organisationen, die sozusagen von selbst laufen. Daß ein Mercerie-laden nur dann gut geht, wenn der Inhaber oder seine Frau sich mit ganzer Seele einsetzen, ist jedem klar. Daß der Erfolg eines Spenglers von seinem Fleiß, seiner Intelligenz und von seiner Tüchtigkeit abhängt, bezweifelt niemand. Aber man weiß nicht, daß es sich bei Großfirmen genau gleich verhält.

Auch eine Bank oder eine chemische Fabrik wird von Menschen geleitet. Wenn solche Unternehmen prosperieren, röhrt das daher, daß tüchtige Leute an der Spitze sind. Ein einziger Kopf kann über Aufstieg oder Niedergang entscheiden.

Alle bedeutenden schweizerischen Großfirmen sind deshalb erfolgreich, weil ihnen fähige Unternehmerpersönlichkeiten vorstehen. Dadurch, daß sich diese Leute verbergen, geht diese an sich selbstverständliche Erkenntnis immer mehr verloren. Nichts schadet der Idee der freien Wirtschaft so sehr und veranlaßt die Allgemeinheit, mit Sozialisierungstendenzen zu liebäugeln, wie die Ansicht, Generaldirektoren könne man auswechseln wie Rasierklingen.

Mehr Raum für die Fotoreporter

ANLÄSSLICH des Vorbeimarsches des dritten Armeekorps im letzten Herbst wurde ein Pressefotograf, der sich der Ehrentribüne näherte, von zwei Heerespolizisten weggeschleppt und nachher aufs unfreundlichste beschimpft. Kollegen von ihm hatten ebenfalls unter der schikanösen Behandlung der Heerespolizei zu leiden.

Solche Vorfälle kommen immer wieder vor. Auch die Kameraleute unserer Wochenschau wissen von den Schwierigkeiten zu erzählen, die ihnen ständig gemacht werden. Nicht nur die Hüter der Ordnung, auch das Publikum nimmt oft Stellung gegen die Pressefotografen. Das ist eine recht selbstsüchtige Einstellung. Bei wichtigen Ereignissen besitzen ja nicht nur die zufällig Anwesenden das Privileg, das Schauspiel genießen zu können, auch die Abwesenden haben ein Recht darauf, wenigstens durch Bilder informiert zu werden. Das ist aber nur möglich, wenn man den Pressefotografen Gelegenheit gibt, ihre Aufnahmen zu machen, selbst wenn dadurch die Feierlichkeit etwas leidet.

Übrigens ist es ein Mißverständnis, wenn man glaubt, prominente Persönlichkeiten fühlen sich durch Fotoreporter gestört. Prominente leben von der Publizität. Das Licht der Scheinwerfer ist ihnen zum Leben so notwendig wie einem Fisch das Wasser. Ein Churchill, ein Montgomery fühlen sich unbehaglich, wenn sie irgendwo ankommen und *nicht* fotografiert werden, von Filmstars und andern Zelebritäten gar nicht zu reden.

Ich werde nie die Szene vergessen, die sich einmal bei der Einweihung eines Brunnens ereignete. Da setzte sich der betreffende Stadtrat rittlings auf die Brunnenfigur und rief so lange «Nicht fotografieren, nicht fotografieren!», bis alle drei der anwesenden Fotoreporter auf ihn aufmerksam geworden waren und ihn schließlich geknipst hatten.

Ein Nein heißt nicht immer nein, weder bei einem Politiker noch bei einer Frau. Nichts ist deshalb lächerlicher, als wenn beförderungshungrige Polizeigefreite beim Besuch von hohen Gästen die Fotografen an der Erfüllung ihrer Aufgaben hindern.